Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 6. 11. 1938 | Nr. 45

Vor zwanzig Jahren:

Des Weltkriegs letzte Stunde.

Von **Karl Bauder.**

Die Front hält den Atem an! — Am frühen Morgen des 11. November gelangt die Nachricht vom Waffenstillstand an die Truppen. Um 12 Uhr mittags beginnt er!

Eine Weile steht der Feldgraue ergriffen und stumm: Ist das Wirklichkeit? Ist die Qual im Trichterfeld zu Ende, das immerwährende Zischen von Kugeln und Splittern, die stete Nähe von toten und sterbenden Kameraden? Mancher der überlebenden schließt die Augen und läßt die Gedanken auf sich einstürmen. Das Bersten einer Granate reißt ihn jäh aus seinen Träumen!

Dann aber überkommt ihn wie Erlösung von ungeheurem Alpdruck die Gewißheit: Vorbei das Leben im Dreck, im Blutatem des flandrischen Schlammes, im geröteten Kreideboden der Champagne! Vorbei das wochenlange Kampieren in Granatenlöchern, ohne Schlaf, von Granaten überschüttet und umgeben von einem Inferno des Grauens und der Verwesung!

11 Uhr vormittags. Die Kampfhandlungen flauen merklich ab. Zuweilen tacken noch Maschinengewehre, vereinzelt wütet noch die Artillerie auf den Totenfeldern von Verdun und an der Somme. Und mancher, der die Vorsicht vergaß, wirft die Arme hoch und sackt zusammen.

Die Erkundungsflieger kehren in jähem Bogen in ihre Depots zurück. Die Flakbatterien verstummen. Es wird immer stiller. Über den Fronten liegt die Spannung eines ungeheuren Geschehens: Die letzte Stunde des schwersten Krieges aller Zeiten! In atemloser Erwartung straffen sich die vom jahrelangen Martyrium zerfurchten Gesichter! — —

12 Uhr Mittag! W a f f e n s t i l l s t a n d ! Der welthistorische Augenblick ist da. Er nimmt die Last der Todesnähe von den müden Schultern dieser Männer! Trotzig und verbissen taten die Soldaten vier lange Jahre ihre harte Pflicht. Zwei Millionen dieser Tapferen liegen stumm in feindlicher Erde! — — Denn nimmermehr in diesen Jahren des Krieges rastete der Tod. Irgendwo an den unermeßlichen Fronten verbluteten deutsche Männer und Jünglinge. Tag und Nacht! — Keine Sekunde, in der nicht Geschütze, Maschinengewehre und Handgranaten ihre Melodie ins Bewußtsein der Soldaten brüllten. Unaufhörlich raste über den verschütteten Stellungen der Todeswirbel des Artilleriefeuers!

Und nun diese Stille! — Kein Schuß, kein Einschlag, keine Sprengung. Stille vom Meer bis zu den Alpen. Den Menschen in den Erdlöchern stockt der Herzschlag: Gibt es wirklich keine Verluste mehr? Keine Angriffe, Abwehrschlachten und Gegenstöße? Wird nicht in der nächsten Sekunde ein Feuerüberfall alle Hoffnungen zerstampfen? Nein, nein, es ist vorbei, es ist Frieden! Wir dürfen die Heimat wiedersehen, die Heimat! Wir werden über grüne Wiesen gehen und den Duft der deutschen Wälder atmen. O Heimat, o Vaterland!

Zögernd steigen die Soldaten aus den Gräben. Zum erstenmal, ohne daß drüben die Artillerie tausendfach aufbrüllt und das Blut in Strömen vergießt. Noch nie in diesen Leidensjahren verließ der Soldat seine Stellung, ohne gebückt zu gehen und die Waffe zu umklammern. Und nun stehen sie da, aufrecht und ohne Sturmgepäck in dünnen, endlosen Linien. Aber immer noch flackert in den Augen dieser namenlosen Helden das Grauen von unzähligen Schlachten!

Drüben, in kaum hundert Meter Entfernung ist auch der Feind aus den Gräben gestiegen. Ein Völkergemisch aus fünf Erdteilen: Franzosen, Engländer, Amerikaner, Marokkaner, Inder und Schwarze. Da stehen sie in dichten Massen und gaffen stieren Blickes auf die dünne Linie der Deutschen. Jetzt erst erkennt man, wie schwach unsere Linien besetzt sind. Die Feinde sind starr: Wie war es möglich, daß man diese abgekämpften und zerschossenen Regimenter nie ganz überrennen konnte? Unbegreiflich, daß diese Deutschen die gewaltigen Materialangriffe der letzten Schlachten überstanden!

Langsam nähern sich die Feinde den deutschen Linien. Sie wollen diesen gefürchteten Gegner sehen, von Angesicht zu Angesicht! Fettglänzende Neger und dunkelhäutige Exoten glotzen neugierig die abgezehrten Gestalten der Verteidiger an. Nur schlecht können wohlgenährte Amerikaner ihr Erstaunen verbergen, daß diese hohlwangigen Soldaten immer wieder dem Ansturm der halben Welt getrotzt haben.

Dann beginnt bei den anderen das Sammeln von „Souveniers“, von Andenken. Jeder will eine Erinnerung haben, irgend etwas, das ein deutscher Soldat getragen hat. Dieser bleiche, heldenmütige Soldat, den selbst der ungeheuerlichste Aufwand von Menschen und Material nicht erschüttern konnte.

Die letzten Fünfundzwanzig.

Von **Hans Henning Freiherr Grote.**

Ein Turm in der Schlacht.

Seit dem August 1914 marschiert der Offizierstellvertreter Emil Prönnecke als Gruppen- und dann Zugführer durch den Großen Krieg. Man erzählt sich unter Kameraden, er sei kugelfest, denn immer noch blieb er unverwundet. Unzählige Männer hat er kommen und fallen sehen. Nur er selbst bleibt wie ein Turm in der Schlacht, von seinen Leuten geliebt und bewundert, ein Meister des Kampfes, wie sie die Armee nicht mehr viele besitzt.

An diesem 30. August 1918 nun ist Prönnecke mit seiner Kompanie vom Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 273 bei Genvry, unweit der Kathedralenstadt Noyon, am rechten Flügel der Division in vorderster Linie eingesetzt. Die Stellung ist kaum ausgebaut, die wenigen Männer liegen in kaum knietiefen Gräben oder auch nur in Löchern. Emsig trachten sie danach, diese tiefer zu schachten, soweit das feindliche Feuer dies zuläßt.

Schon in den frühesten Morgenstunden bricht plötzlich ein wildes Trommelfeuer auf die deutschen Linien nieder. Warnungsrufe gellen auf: „Gas!“ In dichten Wolken, die jede Sicht verwehren und atemraubend die Brust zwängen, wogt und wallt der giftige Nebel über die Stellung der Verteidiger. Bald ist gut die Hälfte und mehr von ihnen kampfunfähig, sei es, daß sie zu spät die Maske aufgesetzt haben oder diese undicht geworden ist. Prönnecke, wie immer aufrecht und gesund geblieben, achtet darauf, daß die Schwerkranken zurückgeschafft werden.

Kampf der Fünfundzwanzig.

Das feindliche Vorbereitungsfeuer hat eine unendlich lange Front erfaßt. In die deutschen Linien kommt Verwirrung. Auch mancher, der sonst treu und brav seine Schuldigkeit getan hat, verliert den Rest seiner Besinnung und schließt sich den Gaskranken an, deren Rückzug das allgemeine Zeichen für das Chaos gegeben hat.

Prönneckes Kompanieführer, der kleine Leutnant Sonnemann, und der Zugführer selbst fluchen und beschwören. Aber die verstörten Augen der Zurückflutenden, die fliegenden Glieder, die ein Krampf zu schütteln scheint, besagen genug; bei diesen treuen Männern ist jenes eingetreten, für das nur der Arzt noch Rat wissen mag, — sie sind nicht mehr weit vom Irrsinn entfernt. Als die feindliche Infanterie von drüben vorsichtig zum Angriff vorfühlt, zählt des Offizierstellvertreters Kompanie noch ganze fünfundzwanzig Mann, die nun bestehen müssen.

In dichten Massen flutet der Franzmann heran. Er erwartet nach solchem Vorbereitungsfeuer keinen Widerstand mehr.

Die Fünfundzwanzig, die Letzten, besitzen noch sechs leichte Maschinengewehre. Sie bereiten dem Schangel damit einen Empfang, der seine Angriffslust vorerst dämpft. Das „En avant!“ drüben wird schwächer, verhallt. Wie vom Erdboden verschluckt, sind die Angreifer verschwunden.

Dafür wütet von neuem das feindliche Trommelfeuer. Haargenau faßt es die Stellung der Fünfundzwanzig. Da hat Prönnecke einen guten Gedanken. Er winkt den Seinen, und sie verstehen auch. Mit ein paar Sprüngen feindwärts gelangen sie aus der Feuerzone heraus und bergen sich jetzt, nahe der feindlichen Infanterie, in den Trichtern des Vorfeldes. Von hier aus, in einer Entfernung von kaum noch zwanzig Metern, bieten sie erneut Trutz, und abermals bricht der feindliche Angriff in ihrem Feuer zusammen.

Da hat Prönnecke Zeit, länger über die Lage nachzudenken, doch seine Feststellungen sind entmutigend genug. Bei der Nachbardivision ist der Feind in voller Breite durchgebrochen und marschiert unbehindert vorwärts. Daran kann man hier nichts ändern, um so eherner muß man jetzt die eigene Stellung behaupten.

Der Franzose bleibt nicht müßig. In niedriger Höhe erscheinen Flieger über den Köpfen der Verteidiger. Zuweilen kommen die gefährlichen Vögel ihnen so bedenklich nahe, daß Männer auf dem Boden den Luftzug der Flügel zu verspüren meinen. Endlich haben die feindlichen Flugzeuge ihre Erkundung beendet. Sie verschwinden wieder, und zunächst herrscht Stille, eine verdächtige Stille.

Dann bricht es von neuem los. Hinter der rollenden Eisenwand ihrer Artillerie treten die Schangels zum dritten Angriff an. Hier und dort kommt es zum Nahkampf. Der Angriff wird wiederum abgeschlagen, aber zwei deutsche Maschinengewehre bleiben in der Hand des Franzmanns.

Der unermüdliche Prönnecke.

Wieder herrscht Ruhe, und Prönnecke wagt Umschau. Unentwegt schreitet bei der Nachbardivision der feindliche Vormarsch weiter fort. Wenigstens haben sie hier noch mit der eigenen Division lose Fühlung. Dennoch muß man damit rechnen, daß bald das kleine Häuflein im Rücken umfaßt sein wird.

> Deutsch sein, heißt nicht in Purpur gehen
> auf güldenen Schuhen durch Gärten und sprossende
> Deutsch sein, heißt stehen [Saat.
> auf einsamer Scholle
> in Sturm und Wind,
> nach Sternen sehen,
> die feindlich sind,
> nach der Sonne, die zürnend loht,
> und jetzt erst recht die Hacke fassen,
> Schaufel und Pflug
> und Zug um Zug
> aus des Bodens Not
> Schönheit schaffen und Brot.
>
> A. H. von Eckhel.

Zum vierten Male greift der Franzose an. Prönnecke hat beim letzten Trommeln bemerkt, daß der linke Flügel der Stellung weniger Feuer erhielt, wohl deshalb, weil der Graben um einen kleinen Busch herumführt; das mag den feindlichen Fliegern entgangen sein. Darauf nun baut der Offizierstellvertreter seinen Plan. Als das neue Trommelfeuer beginnt, zieht sich die Kompanie, wenn man die wenigen Überlebenden noch so nennen kann, in Eile hinter dem Busch zusammen und vermeidet jede Verluste.

In dem sich darauf entspinnenden Infanteriekampf ist Prönnecke überall. Seine größte Sorge gilt den Maschinengewehren. Oft genug und gerade im entscheidenden Augenblick pflegt eine Ladehemmung sich einzustellen, und niemand weiß sie besser zu beseitigen als der alte Frontunteroffizier.

Die Persönlichkeit Prönneckes, des „Kugelsicheren“, strömt eine Ruhe aus, die sich auf jedermann überträgt. Die Deutschen richten gelassener ihre Gewehre, drücken sorgsamer durch . . .

Die Franzosen packt wilde Wut. Es scheint ihnen unverständlich: noch immer leben ein paar dieser zähen Boches, und doch haben sie selbst mit eigenen Augen gesehen, wie die Granaten deren Stellung zerfetzten. Wieder arbeiten sich die französischen Stoßtrupps näher an die Deutschen heran.

„Allons, allons!“ schreit die gellende Stimme eines Offiziers auf. Aber da trifft ihn ein Schuß in den Hals, und er sinkt in sich zusammen.

Doch sein Ruf hat gewirkt. An jenem rechten deutschen Flügel, den die Granaten zerwühlt haben, brechen die Franzosen jetzt ein. Prönnecke bemerkt die Gefahr. Wenn von dort aus der Feind jetzt die Stellung aufrollt, sind sie erledigt. Das wäre nicht nur ihr eigenes Ende, sondern die ganze Division, deren Eckpfeiler sie geworden sind, würde verloren sein.

Die Letzten greifen an.

Prönnecke wirft sich mit ein paar Gewehr- und Handgranatenträgern dem eingebrochenen Feinde entgegen.

Der Franzose hat soeben zu neuem Vorstoß antreten wollen, da sind die Deutschen schon über ihm, ehe er sich zurechtgefunden hat. Handgranaten fliegen ihm entgegen und zerschellen mit Donnerkrachen. Während die eine Hälfte der Verteidiger den in der Front anrennenden Feind in Schach hält, rollt Prönnecke mit der anderen den Graben wieder auf.

Die Franzosen flüchten zurück, soweit sie nicht gefallen sind. Und der Eckpfeiler der Verteidigungsfront steht ungebrochen . . .

Aber die Letzten dürfen nicht nachlassen. Sechsmal noch an diesem Tag versucht der Feind den Durchbruch; sechsmal auch, ohne einen Fußbreit Boden zu verlieren, schlagen sie ihn zurück.

Dann geht die Nacht über das Schlachtfeld. Bleierne Ruhe völliger Ermattung kommt über das kleine Häuflein, und niemand von den Tapferen spricht ein einziges Wort mehr.

Wir holen sie uns wieder!

Wenn keine Ablösung kommt, werden sie morgen erledigt sein, so weiß ein jeder. „Nur Mut, Jungens!“ tröstet Prönnecke. „Was ihr heute geschafft habt, macht kein Soldat in der Welt euch nach!“

Sie versuchen Schlaf zu finden. Nur Prönnecke bleibt wach, und je weiter die Nacht fortschreitet, desto sicherer fühlt er alle Hoffnung schwinden.

Da ist plötzlich Geräusch hinter ihnen, kommt langsam näher. So schreitet nur ein einzelner Fußgänger, der vom

Marsche schwer erschöpft ist. Bald sind die Umrisse eines Mannes zu erkennen, und ein schwacher Ruf springt zu ihnen herüber: „Ist dort Reserve 273?"

„Hier, mein Junge, immer nur heran!" ruft Prönnecke, und seine Gestalt ragt aufrecht, damit der Ankömmling ihn erkennen kann. Der taumelt erschöpft in den Trichter. „Ablösung!" stammelt der Mann jetzt. „Ja, ein neues Regiment. In gut einer Stunde wird es eintreffen . . ."

Prönnecke blickt aufwärts und sucht die Sterne, die leuchtend klar am Himmel stehen. Ihr Gleißen und Funkeln schlägt ihm ins Herz. „Jungens", ruft er, und setzt mit langen Sprüngen durch die Linie, „die hinten vergaßen uns nicht . . . Ablösung!"

Die Letzten im Trichterfeld heben die Köpfe, der leichte Schlaf fliegt wie Staub von ihnen ab, und dann scharen sie sich um Prönnecke.

„Nun wollen wir dem Feind noch eins draufsetzen, Kinder", sagte der Offizierstellvertreter. „Wollen wir nicht?"

Sie begreifen nicht gleich.

„Habt ihr die verlorenen Maschinengewehre vergessen?" mahnt der unverwüstliche Prönnecke. „Die holen wir uns jetzt zum Abschied wieder!"

Keiner bleibt zurück. Ehe der Franzmann recht weiß, was gespielt wird, sind Prönnecke und die Seinen schon in seinen Linien und haben die verlorenen Gewehre gepackt. Handgranatensalven halten den Feind zurück, und unbehelligt gelangen die Deutschen wieder in ihren Graben.

Bald darauf trifft die gesamte Ablösung ein. Sie übernimmt den Eckpfeiler der Division, der den ganzen französischen Vormarsch aufgehalten hat. Ein paar Tapfere haben ihre Pflicht getan bis auf den letzten Mann, voran der Offizierstellvertreter Emil Prönnecke.

Deutsches Flugzeug am Nanga-Parbat.

Vor einigen Tagen traf die Führung der letzten deutschen Nanga-Parbat-Expedition in Deutschland mit dem Expeditionsflugzeug ein. Es handelte sich um eine Junkersmaschine, durch die den Forschern und Bergsteigern wertvolle Hilfe geleistet wurde. Die „Junkers-Nachrichten", das Mitteilungsblatt der Junkers Flugzeug- und Motorenwerke veröffentlichen einen Bericht des Dipl.-Ing. Thönes über die Art und Weise, in der die Flieger die Expedition mit Lebensmitteln, Medikamenten und Post versorgt haben. Mit Genehmigung der „Junkers-Nachrichten lassen wir diesen Bericht hier folgen.

(Die Schriftl.)

Eine ausreichend große, leidlich ebene, aber etwas abschüssige Hochfläche (1600 Meter Meereshöhe) mit etwas spärlichem, halb verdorrtem Graswuchs. Auf allen Seiten fällt sie in mehr oder weniger steilen Abhängen etwa 50 Meter ab ins Tal, geradezu ideal zum Anschweben. Am einen Ende ist ein Windsack auf einer Stange, am anderen Ende ein Gebäude, das von weitem wie eine Kreuzung zwischen Basilika und Ufapalast aussieht, bei näherem Zusehen sich aber als eine Flugzeughalle entpuppt. Ringsum weiden einige Pferde und Kühe, schlecht oder gar nicht beaufsichtigt von einigen halbwüchsigen Hirten, die lieber Wasserpfeife rauchen, als hinter ihrem Vieh herrennen. Vor der Halle geht ein brauner Soldat in einer tadellosen Khakiuniform, Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett über der Schulter, auf und ab. Wenn du als neugieriger Besucher näherkommst, versucht er Eindruck zu schinden durch zackige Wendungen und Gewehrgriffe, die er scheinbar unabsichtlich für sich übt. Über alledem brütet die Nachmittagsglut der Sonne. Friedliche Ruhe ringsum: Flughafen Srinagar.

In der Halle steht, wohl versorgt, blitzblank gewienert, aber offensichtlich wenig geflogen, die Lokheed-Elektra des Maharadschas, draußen, neben der Halle, ebenfalls wohl versorgt, aber leicht verdreckt, schmort friedlich unsere Ju 52 D-AWBR. Das Hakenkreuz leuchtet in der Sonne. Von dem einen turmartigen Auswuchs der Halle, von dem man nicht recht sieht, ob er einen Schornstein oder ein Minarett oder was sonst vorstellen soll, ist eine etwa 100 Meter lange Antenne zu unserer Ju gespannt. Hinter der Ju entdeckst du schließlich noch ein kleines Zelt, in dem unser Chowkidar (Wächter) still vor sich hindöst. Kurzum, ein Bild des Friedens, das sich erheblich von dem betriebsamen Flughafen Dessau unterscheidet.

Es geht langsam gegen Abend, da nähert sich eine Staubwolke. Es tutet, der Chowkidar springt auf, und als der Wagen, ein etwas klapperiger alter offener Buik, neben der Ju 52 hält, meldet er, Hand am Turban in straffer Haltung, wie er es bei den Gurkhas gelernt hat, „Allright Sahib". Aus dem Wagen springen einige sonnengebräunte Gestalten in den landesüblichen Kakhishorts, schließen die Ju auf und heben einen Gefinalmotor heraus, der sofort zu schnurren anfängt. Du steckst neugierig geworden deine Nase in die Ju und siehst darin den Funker bereits emsig die Morsetaste rühren

Die anderen haben inzwischen einige große Säcke aus dem Wagen genommen und in die Ju verladen. Einer ist mit dem Wagen wieder weggefahren, um noch weitere Fracht zu holen. Die beiden anderen prüfen Sauerstoffmanometer, sehen nach, wieviel Brennstoff inzwischen schon wieder verdampft ist und tun andere nützliche Dinge, aus denen du als alter Fachmann entnehmen wirst, daß die Ju demnächst wohl fliegen soll. Du irrst jedoch, denn soeben kommt der Funker stöhnend an die frische Luft, wischt sich den Schweiß von der Stirne und sagt zunächst nur schlicht und einfach: „Schief". Die anderen nicken verstehend. „War wohl wieder nichts zu verstehen?" „Es ist mal wieder reineweg zum Kotzen mit den Luftstörungen, ich habe ihn wohl piepsen gehört, es war auch was dabei von Starten und morgen früh, aber mit dem besten Willen nicht genau aufzunehmen, wir probieren es nachher um einhalb 8 nochmals."

Es ist inzwischen dämmerig geworden, der Vogel ist soweit fertig, Mense sitzt wieder an der Taste. Nach einer Weile kommt er heraus: „Auf geht's! Morgen früh Lager 4, Lasten Nr. 1 bis 8 und 15, wie er gestern schon sagte." „Ja, die haben wir schon alle drin." „Aber noch einen Haufen neuer Wünsche haben sie wieder, look here, einen Sack Obst, zwei Lasten Petrol, zwanzig Chiken und zwanzig Pfund Hammelfleisch, außerdem fünf Cakes und drei Dosen Klim für Major Hadow." „Na, denn man tau, wenn wir das alles heute abend noch besorgen und packen sollen, dann müssen wir uns ranhalten!" Die Tür fällt ins Schloß und der Wagen braust davon . . .

Am anderen Morgen, früh 4 Uhr, fahren wir wieder zum Platz. Noch ist alles dunkel, aber klarer Sternhimmel, und du siehst sofort, diesmal wird es Ernst. Wir sind unser vier, die sich mit dem Chowkidar zusammen schweigend an die Arbeit machen. Fünf weitere Säcke verschwinden in der Kabinentür. An vieren werden die kleinen Fallschirme noch befestigt, der fünfte geht ohne, es ist der Postbeutel mit einem langen, roten Stoffstreifen daran, damit der leichter zu finden ist. Er enthält alle Postsachen, die sich inzwischen bei uns angesammelt haben, sowie die letzten englischen und deutschen Zeitungen, die wir von allen Landsleuten hier zugeschickt bekommen. Die Ankertaue werden gelöst, Ruderfeststellscheren abgenommen, die Motoren abgedeckt und die Festantenne zur Halle hinüber wird gelöst. Die Unterhaltung ist sparsam, teilweise auf Deutsch, teilweise auf Englisch, denn unser vierter Mann ist der englische Fliegerhauptmann Bowman, unser Verbindungsoffizier. Es ist noch immer (oder schon wieder) hübsch warm, daher arbeitet alles in Hemdsärmeln. Erst als die Motoren laufen, wird die Pelzbekleidung angelegt. Einer rüttelt am Querruder, worauf der linke Motor auf Leerlauf zurückfällt, so daß man die Tür öffnen kann und alles einsteigt.

Kurz nach 4.30 Uhr sind wir in der Luft. Noch ist die Sonne nicht über dem Horizont. Am Osthimmel ist eine Altostratusdecke mit einigen dicken Kumulis darunter, in denen der ganze Karakarum verschwindet. Aber der Wetterbericht ist gut. Der Nanga Parbat selbst ist sofort zu sehen. Aber verdammt! Ausgerechnet der Ostgrat mit dem Lager 4 scheint in Wolken gehüllt zu sein. Alles andere ist frei. Das hat uns gerade noch gefehlt. Beim Näherkommen sehen wir allerdings, daß die Wolken nur vom großen bis über den südlichen Chongra Peak reichen. Der Sattel mit dem Lager 4 ist eben gerade noch frei. Hoffentlich bleibt er so.

Über dem Lager angekommen, sehen wir die Zelte, aber nichts rührt sich. Überall ist noch sehr viel Neuschnee, das sieht man sofort. Wir kreisen zunächst über dem Rakiottal, und Mense verhandelt. Es dauert ewig lange. 20 Minuten kreisen wir bereits und wissen noch immer nicht, dürfen wir werfen oder nicht. Später erfahre ich, daß unten im Lager die Antenne so vereist ist, daß der dortige Funker keine Telephonie senden kann, nur empfangen; dafür sendet er im Tastbetrieb. Endlich kommt das „Ja". Die Benzinlasten sind das Dringendste und müssen auf alle Fälle gut ankommen. Drum brausen wir über die Zelte hinweg, ziehen wieder hoch und wenden. Die gute Ju ist hier oben in 6000 Meter noch ebenso wendig wie unten. Ein Blick nach unten zeigt, die Last liegt richtig. Denn also los! Nr. 2, die erste Benzinlast. So ein Dusel! Zirka 1 Meter unmittelbar vor dem Zelteingang. Mehr können sie wirklich nicht verlangen. Nr. 3 und 4 liegen wieder etwas weiter weg, aber auch gut erreichbar. Dann kommt plötzlich ein Zettel von Mense „Nicht weiter werfen!" Was ist denn nun los?

Wieder kreisen wir und benutzen die Zeit zum Photographieren. Bowman neben mir zeigt grinsend auf Mense: Der liegt bäuchlings auf dem Boden, Sauerstoffmaske vor dem Gesicht, in einem Gewirr von Photokameras, Akkumulatoren und Strippen und arbeitet fieberhaft an seinem Gerät. Sicherungen werden ausgewechselt. Der Ärmste! Nach einiger Zeit und erneuten Verhandlungen werfen wir wieder weiter. Alle Schirme gehen gut auf, die ganze Umgebung der Zelte ist gepflastert mit den roten Klecksen der Fallschirme, ein hübscher Anblick. Spengler, der Bordwart, welcher hinten die Lasten durch die Luke wirft, kommt plötzlich nach vorne. Ein Sack hat sich in der Luke verhängt. Bowman geht zur Hilfe nach hinten und beide angeln mit vereinten Kräften den Sack wieder hoch. Sie machen den Schirm wieder abwurfbereit, und weiter geht's. So, nun noch den Postbeutel, und dann noch eine letzte Runde, gesteuert von Bowman. Er fliegt genau wie zuvor beim Abwerfen niedrig auf das Lager herunter, während ich mich losgeschnallt habe und mit der Filmkamera das unter uns vorbeiflitzende Lager am Grat festzuhalten versuche. Dann drehen wir heimwärts.

Nach der Landung versuche ich zum Ankerplatz zu rollen. Aber da mangels Preßluft unsere Bremsen nicht mehr arbeiten, rollt der Kahn auf dem abschüssigen Gelände, trotz Abstellen aller Motoren, einfach übers Ziel hinaus. In einer kleinen Erdmulde dicht an der Platzgrenze bleibt er schließlich stehen. Wir steigen aus, spannen unser Auto vor und schleppen die gute Ju zum Ankerplatz zurück.

Unsere Ersatzpreßluft-Flasche liegt seit 14 Tagen auf dem Zollamt in Srinagar. Wir hatten sie vorerst nicht abgeholt, da die Verhandlungen über den Zoll von 150 Rup. (die ganze Preßluft selbst kostet nur 25 Rup.!) noch in der Schwebe waren. Nach diesen Rollmanövern beschließen wir doch aber, nun lieber die 150 Rup. in Gottes Namen zu bezahlen, als künftig mangels Preßluft-Bremsen den ganzen Vogel womöglich aufs Spiel zu setzen.

Am nächsten Tag erfahren wir dann per Funkentelegraphie, daß die Lasten heil angekommen und gefunden sind.

In der größten Negerstadt Afrikas.

Im Verlage F. A. Brockhaus-Leipzig ist ein Buch des bekannten Schweizer Fliegers Walter Mittelholzer erschienen, der die Kühnheit seiner weltberühmt gewordenen Flüge mit dem Leben bezahlen mußte. Das Buch trägt den Titel „Fliegerabenteuer", es hat ein Geleitwort von Werner von Langsdorff, 31 Abbildungen und 6 Karten. (Geheftet RM 5,50, Ganzleinen 6,90 RM.)

Es ist ein Buch, das die Begeisterung unserer Jugend finden wird, es ist spannend geschrieben, so daß man Mittelholzer gern auf seinen Flugabenteuern begleitet. Dann aber hat das Buch auch den Vorzug, belehrend zu wirken. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages bringen wir einen Abschnitt aus dem Buch, der Mittelholzer auf seinem Flug durch die Sahara schildert. Auf diesem Fluge berührte er auch Kano in Nigeria. Folgen wir nun seiner Schilderung:

„Kano, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, die zu Nordnigerien gehört, ist mit 50 000 Einwohnern die größte Negerstadt in Afrika. Die Einwohnerschaft besteht vorwiegend aus reinen Negern, den Haussa. Sie wurden vor mehr als einem Jahrhundert von den Fulbe (Negerstamm) unterworfen, einem hellerhäutigen Stamm, der sich zum Islam bekennt. Die Fulbe bilden seitdem die Herrscherkaste. Als hervorragende Händler und Gewerbetreibende bestimmen sie die Wirtschaft eines großen Gebietes vom Nil zum Atlantischen Ozean. In Kano pulst ununterbrochen ein überaus lebhafter Verkehr, den die blaugekleideten Schutzleute des Emirs von Kano sehr geschickt regeln. Überall tauchen ihre beturbanten Köpfe in der Volksmenge auf; und ihre kräftig geschwungenen Lederpeitschen sorgen für Einhalten der Vorschriften. Ich verbrachte meine ganze Freizeit in den engen, gewundenen Gassen und auf den Marktplätzen, wo die in einer Art Gilden organisierten Händler ihre Buden haben. Es glückte mir ausgezeichnete Filme von dem Leben und Treiben hier zu drehen.

Bei unserer Rückkehr vom Tschadsee fragte der Emir von Kano den englischen Statthalter, ob wir ihn nicht auf einen Rundflug über seine Stadt mitnehmen könnten. Am Morgen des 29. Dezembers räumten Krieger der emirlichen Leibwache in höchst schmucken Galauniformen den Flugplatz, den bald darauf eine unübersehbare Menge aufgeregter Eingeborener umringte. Ich fürchtete, meine königlichen Gäste würden ziemlich durchgeschüttelt werden, denn aus der Sahara blies der Harmattan, ein recht stürmischer Wind. Trompetenstöße und Trommelschlag ließen die Stimme des Volksgewühles anschwellen und eröffneten ein malerisches Schauspiel.

Eine mächtige Staubwolke wirbelte auf uns zu. Mit gewaltigem Hufgedröhn gallopierte eine Abteilung feuriger Haussareiter über die Ebene, der Anführer schwang ein blitzendes Schwert über seinem Kopfe. Dahinter folgten die königlichen Fahnenträger auf Pferden, deren reichverziertes Zaumzeug an mittelalterliche Turniere gemahnte. Zu plötzlichem Stillstand gezwungen, bäumten sich die Rosse hoch auf, so daß die Hinterbeine den Sand furchten. Weiße Zähne bleckten in den schwarzen Gesichtern der Krieger. Der unternehmungslustige dunkle Herrscher kam mit seinem Gefolge in einem blitzenden Rolls Royce angefahren. Stolz wie ein Pfau strahlte er in morgenländischem Prachtgewand. Gäste entstiegen der Reihe königlicher Wagen, die folgte. Ein würdiger Großwesir brachte einen goldenen Stab und reichte ihn seinem Gebieter, der als Zeichen seines Dankes ausgiebig auf den Boden spuckte und dann drohend die Faust gegen uns schwang. Dies ist in Kano Ausdruck freundlichen Grußes. Der bei seinem erlauchten Nachbarn auf Besuch weilende Emir von Katsena wollte ebenfalls an dem Flug teilnehmen und begrüßte uns auf dieselbe Weise. Die Volksmenge verfolgte die Feierlichkeit mit andächtiger Teilnahme und tiefen Verbeugungen. Ein hoher englischer Beamter stellte mich den beiden Herrschern vor, die mit tönendem Wortschwall den Wunsch ausdrückten, über den Palast zu fliegen.

Ernst und gemessen schritten sie auf das Flugzeug zu, stets ihrer königlichen Würde eingedenk. Angesichts einer Negerbevölkerung hat die morgenländische Üppigkeit der Tracht noch begreiflichen Sinn, denn an ihr ermißt sich der Rang. Der Emir von Kano trug reichgestickte Lederpantoffeln mit Büscheln aus glänzenden schwarzen Straußenfedern. An den Beinen hingen Gewinde aus Perlmutterknöpfen, die bei jedem Schritt klirrten wie die Kristalle eine Kronleuchters im Zugwind. Um den Hals schlang sich eine Kette aus Giraffen- und Gazellenhörnern nebst kleinen Schlangenhautbeuteln, die wahrscheinlich Koransprüche enthielten. Wäre er kein König gewesen, so hätte ihn die riesige und ebenmäßige Gestalt zum Boxer befähigt. Übrigens wird der Faustkampf in Nigerien eifrig gepflegt.

Diese sechs Gäste bestiegen das Flugzeug und fanden sich ohne Umstände auf ihren Plätzen zurecht. Selten habe ich so ruhige und selbstbeherrschte Vergnügungsreisende geführt. Sie waren leicht zu behandeln wie Kinder und strahlten schon übers ganze Gesicht, als wir den Boden noch gar nicht verlassen hatten. Ich stieg schnell auf 1000 Meter hinauf und sah bald die ganze Stadt in dem trüben Licht unter uns, das durch die Wolken sickerte.

Wir wurden von starken Böen zimlich geschüttelt, als das Flugzeug von einem Luftstrom zum andern geworfen wurde. Meine Fluggäste waren aber so mit dem Bild unter uns beschäftigt, hatten ihre Nasen an die Fenster gedrückt, daß sie das überhaupt nicht merkten. Sie zeigten nicht das geringste Zeichen von Furcht und waren vollkommen von der Aussicht in Anspruch genommen. Wenn nur europäische „hohe Tiere" gleich sorgen- und furchtlos bereit wären, die feste Erde selbst bei völlig ruhigem Wetter und in den sichersten Maschinen zu verlassen! Diese Neger sind überhaupt, im Gegensatz etwa zu den Marrakeschern und Tuaregs, höchst fortschrittlich und technischen Neuerungen zugänglich. Der Königspalast hat bereits Rundfunk und Kino. Zweifellos hat dieser erste Flug einen sehr tiefen Eindruck auf die Leute gemacht.

Ich drosselte die Motoren und glitt tief über die Lehmzinnen des Palastes, denn der fliegende Emir hatte den Wunsch ausgesprochen, seinen Untertanen sichtbar zu werden, während er durch die Luft schwebte. Ein Blick in die Kammer hinter mir überzeugte mich davon, daß die heftigen Stöße des Nordwindes keinerlei Unheil stifteten. Unten stand der königliche Haushalt völlig auf dem Kopf. Die Frauen des Herrschers und die Eunuchen quollen aus den Türen und drängten in die Höfe, wo sie aufgeregt winkten. Aller Handel auf dem Markt ruhte. Eine Menge von vielen Tausenden begann dem Flugzeug nachzurennen, als wollten sie ihrem weltlichen und geistlichen Herrn bei seinem ersten Aufstieg in den Himmel folgen. Es schien meinen Fluggästen Spaß zu machen, daß sie von oben her jeden Hof und Winkel der Stadt einsehen konnten. Als ich in steilem Sturzflug landete, schien ihnen das noch mehr Spaß zu machen.

Der Flug dauerte zwanzig Minuten. Nachdem mir jeder dankbar und freundlich die Hand geschüttelt hatte, mußten sie sich meiner Kamera stellen. Dem Brauch der Wüste entsprechend, verhüllten die Emire dabei den Mund mit einem Zipfel ihrer Turbane. Dann stiegen sie aus, nehmen die Zepter, die sie aus Vorsicht auf der Erde zurückgelassen hatten, wieder von ihren Großwesiren in Empfang und begaben sich unter wildem Jubel der Menge in feierlichem Zug zu ihren Wagen. Ein letztes Händeschütteln — in seiner Aufregung drückte der Emir von Katsena meinen Arm mit beiden Händen — und die Menge machte den Autos Platz, die in einer Staubwolke verschwanden.